

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 242

Posen, den 20. Oktober 1929

3. Jahrg.



(2. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

„Gott!“ Sie stampfte mit dem Fuße auf und ein verächtlicher Zug legte sich um ihre Mundwinkel. Wer sagt denn, daß du dich um sie kümmern mußt! Die Meta Brinkens geht ihren Weg schon allein, auch ohne dich! So viel Zeit wirst du wohl herausbringen, daß du mit ihr vor Altar und Standesamt erscheinst. Dann kannst du dich wieder hinter deine Bücher verkriechen.“

„Aber sie wird mich immer stören,“ klagte er.

„Gar nicht! — Es kommt nur ein bißchen mehr Regelmäßigkeit in dein Leben.“

„Oder umgekehrt.“ Sein Blut begann aus der Betargie zu erwachen und Kreise zu ziehen.

Sie kannte das. — Dann wurde dieses schmale, blasse Gesicht doch um eine Nuance hochmütiger, dann bohren sich die Nägel der schlanken, weißen Finger hilflos in den nächst erreichbaren Gegenstand — diesmal war es zufällig die Stuhllehne, nach der sie suchten. Was hätte Marion nicht darum gegeben, einmal — ein einziges Mal nur — ein ordentliches Schimpfwort von ihm zu hören. Aber das würde man wohl nie erleben.

„Was soll denn daraus werden?“ sagte er, schon wieder etwas beruhigt. „Ich kenne sie ja gar nicht. Die wenigen Male, die ich mit ihr zusammen gewesen bin, das fällt kaum ins Gewicht. Eine Ehe wirft mich in etwas total Ungewohntes, Ungewünschtes. Ich werde nicht mehr arbeiten können, wie ich will — sie wird mich in tausenderlei Dingen quälen, um die ich mich jetzt gar nicht zu kümmern brauche. — Es werden Kinder kommen!“

„Aber Udo! — Willst du denn keine Kinder?“

„Nein,“ sagte er ehrlich, als ob ihm ein Grauen beschleiche, fröstelte er zusammen. Er sah ein runzeliges, ziegelrotes Etwas, dessen Körper sich aufbäumte in quiekendem, nimmer enden wollendem Geschrei und blähte die kühn geschwungenen Nasenflügel, als rieche es hier in seiner weltabgeschiedenen Stille bereits nach Fencheltee und getrockneten Windeln.

„Marion, ich tue dir gewiß jeden Gefallen, aber verschone mich mit einer Heirat,“ sagte er flehend und ließ den Blick sehnsüchtig über seinen Schreibtisch gleiten.

Ihr Blut revoltierte, ihre Augen sprühten in seine dunklen, tief eingebetteten, daß er sich ganz zermalmt fühlte. Wenn diese Meta Brinkens auch so mit Energie gesegnet war, wie die Schwester, konnte es gar nichts Schrecklicheres für ihn geben, als sie zu seiner Frau zu machen.

In der Pause, die nun folgte, denn er sprach nichts und sie suchte nach neuen Beweisen, um ihm die Notwendigkeit und Nützlichkeit einer Ehe vor Augen zu führen, liefen seine Gedanken die Strecke Weges zurück, die er als eigentliches Leben bezeichnete. Er hatte nie geküßt! Nie eine Frau im Arme gehalten, sich niemals mit Sorgen und Gedanken gequält, um das Sein oder Nichtsein, die Grundzüge und das Wesen eines Weibes.

Für ihn gab es nur eines: die Welt seines Gehirnes.

„Du bist doch sonst so vernünftig,“ Frau Marions Stimme wurde wieder hell und scharf. „Und so ein gescheiter Mensch!“

Er sah flüchtig auf. — Es war das erstemal, daß sie ihm sagte, er sei gescheit. Er hatte wirklich noch nicht darüber nachgedacht und grubelte, ob dem auch so sei.

„Du kommst also heute abend, Udo?“

„Wenn du es durchaus willst.“

„Sa — und du bist ein wenig nett mit Meta Brinkens.“

Er zögerte. „Unhöflich werde ich nicht sein! Das mußt du nicht fürchten. Aber zum Erzählen taue ich nicht, das weißt du ja.“

Sie lächelte, überschlug rasch das Resultat dessen, was sie erreicht hatte und war zufrieden. Er zog nervös die Uhr und war ein wenig ärgerlich. „Du mußt erlauben, daß ich mich jetzt umziehe, Marion. In zehn Minuten bin ich fertig.“

Hella vernahm noch einmal die Stimme der Stiefmutter, als diese draußen mit der Jose sprach. Dann klang kein Laut mehr auf.

Sie hatte zuerst ausgespringen und sich bemerkbar machen wollen, dies aber dann unterlassen, weil das Gespräch schon zu weit fortgeschritten war. Ihr Gesicht zuckte nun in Freude und verhaltenem Weinen. Er hatte kein Bedürfnis nach einer Frau. Sie verspürte eine ungeheure Erleichterung dabei. Natürlich, eine Frau würde ihn nur stören und die Zumutung Marions, daß er trotzdem heute abend mit zu Warnows gehen sollte und mit Meta Brinkens nett sein, war eine Quälerei ohnegleichen.

Sie konnte sich das gar nicht vorstellen, diesen schweigsamen Mann zwischen dem Schwarm gleichgültiger Gesichter und schwatzender Menschen, und wenn er nach Hause kam: müde, Raft bedürftig und morgen früh mit ödem, wirbelndem Kopf, unfähig zu arbeiten und sich in seine Welt zu versenken.

Als sie in die Diele trat, kam aus dem Zimmer Frau Marions eine schrille Dissonanz: „Siga, Sie sind ein Schaf! — Die Brillantagraffe an der rechten Schulter sitzt um einen Zentimeter zu weit nach links.“

„Gnädige Frau haben selbst die Stelle mit einem Seidenfaden bezeichnet.“

„Gott, immer diese Nachreden! — Ich habe es nun wirklich satt.“

Hella hörte etwas gegen die Türe krachen. Es mochte ein Schuh gewesen sein oder sonst ein Stück von Frau Marions Garderobe. Das rasche Blut der Mutter benötigte immer eines Gegenstandes sich auszutoben. Wenn sie dann aus ihrem Allerheiligsten in die Empfangsräume trat und ihre Gäste begrüßte, war alles wieder in bester Ordnung. Auch das geschulteste Auge merkte nichts mehr von dem Sturme, der noch vor Minuten im Hause getobt hatte.

Um ein halb acht Uhr stand der geschlossene Daimler unten an der Auffahrt. Dr. Udo half erst der Schwester, dann der Nichte in den Fond. Siga nahm ihren Platz bei dem Chauffeur ein.

Die Blumen, welche in der ovalen Vase an der Türe steckten, warfen einen bizarren Schatten über Dr. Saars Gesicht, das gegen das braune Leder gelehnt war.

Fünf Minuten später hielt man vor der Oper. „Gute Nacht, Mama.“ Frau Marions Stirne hob sich etwas, damit die Tochter sie zu küssen vermochte. „Ich hoffe, daß du dich gut amüsiert, Onkel Udo.“ Die Mädchenhand lag ohne jede Schwere in der des Mannes, der sie flüchtig drückte.

„Ich wünsche dir das gleiche, Kind!“ Dann glitten die Räder auf dem Asphalt dahin.

Frau Marion seufzte. Den Kopf zurücklehnd, blinzelte sie in das Licht der Birne, das aus einer zartblättrigen Rose von der Decke leuchtete. „Wenn ich sie nur erst verheiratet hätte!“

Udo Saar blickte verständnislos auf. „Meinst du Hella?“

„Ben sonst?“

„Warum willst du sie denn verheiraten?“

„Gott!“ — Sie schwieg und verschränkte die Hände im Schoß. Er würde sie ja doch nicht verstehen, wenn sie es ihm auch sagen wollte. Da war es besser, erst gar nicht darüber zu reden.

Zwei Minuten später war man am Ziel. „Sei ein bißchen nett! Ja, Udo?“

Er schraubte seine Gestalt zu senkrecht steiler Haltung. Das

machte seine ganze Berontungzeit noch etwas hochmütiger, steifer, unnahbarer. Frau Marions Blick war ganz Hingabe als sie jetzt neben ihm in das Stimmengewirr des Empfangszimmers trat, wo Mera Birfens lauerte, um in trotziger Sehnsucht den Mann zu bezwingen, dem eine Frau Störung im Dasein bedeutete.

Als Marion sich einer Weile wieder Umschau nach dem Bruder hielt, fand sie ihn mit einem Professor der technischen Hochschule in das Problem der restlosen Verbrennung aller heizbaren Stoffe vertieft.

Nach einer Stunde standen die beiden noch auf demselben Fleck. Vier durchsichtig weiße Hände gestikulierten im Affekt des gegenseitigen Gedankenaustausches.

In diesem Augenblick sah Marion Tuney in dem Bruder nichts als einen armseligen Narren, der um nutzloser Phantome willen, das Glück seines Lebens aus den Händen gleiten ließ.

„Nikola, bist du noch wach?“

Nana Kosloschny hielt die Hand gegen die tropfende Kerze, damit die Windstöße, welche um das Haus jagten und durch das Balkengewirr des Speichers fuhren, das schwache Licht nicht löschen sollten. Zugleich wärmte das kleine Flämmchen auch ihre kalten starren Finger.

Die Nächte wiesen noch Frosttemperaturen auf.

Ihre Knöchel schlugen noch ein zweites Mal gegen die braune Türfüllung, diesmal weniger sanft und rücksichtsvoll. „Kann ich noch ein bißchen zu dir kommen, Koko? — Nagel ist noch nicht zurück! Ich fürchte mich so.“

Sie hörte einen Schritt und das Zurückstoßen eines Riegels.

Im offenen Rahmen der Türe stand Nikolaus Dimitri im dunklen Anzug, eine Narzisse im Knopfloch, mit einem Gesicht, vor dem das Mädchen zurückwich.

„Ich wollte nicht stören, Koko.“

Er machte einen Schritt ins Zimmer und ließ sie eintreten. Sie vergaß auf sein Gesicht zu achten, in welchem zwei erloschene Augen nach den Wänden starrten, sah nur, welche Veränderung in der Mansardenstube seit gestern vor sich gegangen war. Narzissen auf dem schmalen Sims des einzigen Fensters, Narzissen in der Mitte des schmalen Tisches! Narzissen überall, wo nur eine derselben festen Fuß zu fassen vermochte. Sie wetteiferten mit den Wänden und der Decke, welche über den Tisch gebreitet war, in Weiße und Schneeligkeit.

„Du erwartest Besuch, Duschinka?“

Er verneinte. In dem schmalen, blassen Gesicht schoben sich die Lippen zu dünnen Strichen übereinander. Er ging nach dem kleinen Eisenofen in der Ecke und brachte eine Kanne heißen Tees, von welchem er ihr eine Tasse vollgoh. Erstaunt sah sie nach dem Badwerk, das er ihr dabei reichte.

„Feierst du Geburtstag, Koko?“

„Nein.“

Sie fragte nicht mehr. Man mußte ihn ja wissen, wenn er nicht sprechen wollte. Sich auszuschweigen, war noch das einzige, das man voneinander hatte. Mit ihrer leisen, so gar nicht aufbringlichen Stimme begann sie in alten Erinnerungen zu kramen: von der Kälte, die jetzt in Petersburg herrschen würde, von den eisigen Winden, die Sibirien um diese Zeit immer noch in die Stadt geschickt hatte, von dem Schmutz und dem Regen, der alljährlich eine Folge der Schneeschmelze war.

Er hörte gar nicht hin. — Den Kopf gegen die harte Lehne des Stuhles zurückgebogen, saß er mit halbgeschlossenen Lidern. Ab und zu bewegte sich die eine seiner Hände oder die Lippen verschoben sich etwas, zuweilen auch lösten sich die Knie ab, einander zu stützen. — Das war alles.

Als es war ja so gleichgültig, ob es schneien, frieren, oder tauen würde. Was war das alles gegen die eine Tatsache, daß sie nicht gekommen war.

Unter dem Hemde, auf der nackten Brust, trug er ihre Zeiten: Samstag 6 bis 1 Uhr bin ich bei dir.

Die Buchstaben waren schon verwischt von den Abdrücken seiner Finger, von der Wärme seiner Haut und den vielen Küssen, die er auf jedes Wort verschwendet hatte: Und sie war nicht gekommen.

Eine ganze volle Woche hatte er gehungert, um die Armseligkeit seiner Mansardenstube für sie mit Narzissen schmücken zu können. Seit acht Tagen fror er bei drei Grad Kälte, um genügend Holz zu sparen, die Temperatur seiner Dachwohnung auf ein erträgliches Maß zu bringen. Er sah nach dem Tee und den bezuckerten Kuchen: Alles für sie. Er hatte Schulden darauf gemacht.

Der Schreibtisch in der Ecke war beängstigend leer, die

Temperatur hatte ihn immer noch nicht ausreichend gedankt, da schob er einfach von seinen Manuskripten noch welche in die Glut. Es würde ihm schon wieder etwas einfallen! O ja, es würde schon.

Nana Kosloschny fand es beängstigend, daß er noch immer schwieg. Sie hob ihre kinderweichen Hände vorsichtig tastend in die seinen. „Duschinka, willst du mir nicht sagen, was dich drückt?“

Da riß er gleichzeitig mit seinem Kocke die innerste Tür seiner Seele auf und ließ sie einen Blick in die übergroße Qual dieser Stunde tun: „Sie spielt mit mir.“

Das Mädchen sah mit vorgeneigtem Kopfe. Es fürchtete sich beinahe vor seiner Stimme, die dröhnte, als käme sie aus einem Engpaß, der das Gesagte von beiden Seiten widerhallte.

Draußen im Dunkel rief jemand ihren Namen. Sie atmete auf. Nagel war zurück.

„Ich muß jetzt gehen, Koko.“ Ihre Hände glitten über die seinen und dann über die eingebrochenen Wangen. „Gute Nacht, Duschinka!“

„Gute Nacht!“

„Und gräm dich nicht so sehr, Nikolai. Sie ist eine vermählte Frau. Das erfordert immer größere Nachsicht als bei anderen.“

Er schämte sich, daß er sich hatte gehen lassen, aber die Erregung war zu groß gewesen. Wie er so dasaß, den Kopf auf die Brust gesenkt, ganz Depression und Verzweiflung, machte er den Eindruck eines Kranken. Nana empfand großes Mitleid mit ihm, strich nochmals über seine Hände und sagte ein tröstendes Wort, das er gar nicht hörte.

Es war ihm eine unendliche Erleichterung, als sie ging. Nun konnte er wieder ganz stille sitzen und nachdenken, weshalb sie nicht gekommen war.

Der kleine Eisenofen hatte seinen letzten Rest an Wärme abgegeben, es wurde empfindlich kühl in der Mansarde. Er fror. Aber er merkte es erst spät, als ihm die Zähne schon aufeinander klapperten und die Füße so steif wurden, daß er sich kaum zu erheben vermochte. Mit schlotternden Knien kroch er in sein Bett — dieses Bett, das eigentlich keines war — deckte er die Füße damit zu, war oben die Brust frei, und zog er es über die Brust, lagen die Füße bloß. Es dauerte immer Stunden, bis er Wärme empfand.

Wie ein verlassenes Kind, mit zum Weinen verschobenem Mund, starrte er in das Dunkel. Flüsterte ihren Namen und bedachte sie mit tausend Schmeichel- und Kosworten, mit all den zärtlichen Ausdrücken, in denen die russische Sprache so reich ist und vergaß darüber, daß sie es gar nicht verdiente, daß er um sie weinte, hungerte und tror, weil er ihr ja doch nur ein Zeitvertreib war.

In seine Augen kam ein Glühen, in seine Gestalt etwas abwartend Gespanntes. Er hörte Schritte auf die Türe zu: Wenn sie es wäre? — Und er im Bett! —

Er sprang heraus, fuhr in sein Beinkleid, riß Weste und Kock vom Stuhle und streifte die Schuhe über. Seine Zähne klapperten nicht mehr, eine siedend heiße Welle fuhr durch seinen Körper.

Von draußen wurde auf die Klinke gedrückt. Er hatte nicht versperrt. „Mach ein bißchen Licht, mein Lieber, ja?“

Die heiße Welle verebbte jäh. Er hatte wie ein Fiebernder gewartet und nun kam der Schüttelfrost.

Hans Nagel stand mit einem Glase dampfenden Punsch und hielt es ihm lachend entgegen. „Trink, Koko!“ — Mensch, wie siehst du denn aus! — Die Tuney ist es ja gar nicht wert, daß du dich so um sie hast. Was liegt dieser Frau daran, wenn so ein armer Teufel von Künstler trepiert.“

Das Glas schwankte in Dimitris kältestarren Fingern. „Sie hat mir — Botschaft getan — sie könnte nicht kommen — heute.“

„Soo.“

Dimitris Wangen glühten fiebernd auf. Nun hatte er gelogen und Hans Nagel wußte es. Er wand sich unter den Augen des Malers wie unter einer Folter. Es wurde ihm ganz schwarz vor den Blicken, er goß den Punsch auf einen Zug hinunter, verschluckte sich und mußte husten. Wie ein Betrunkener taumelte er gegen den Stuhl.

„Komm' ein bißchen zu uns herüber,“ forderte der Maler auf. „Ich habe Geburtstag.“ Dimitri war ganz voll Qual und Mangel, aber wenn jemand Geburtstag hatte — soviel vermochte er noch zu denken — dann mußte man ihm auch Gutes wünschen. Er stammelte etwas Unzusammenhängendes, erhob sich und folgte Nagel in dessen Atelier hinüber, das direkt nach Norden hin lag.

(Fortsetzung folgt.)

Der Freier.

Von F. Schröngamer-Heindal, Passau-Haidenhof.

Der Racheleder von Racheled saß auf der Ofenbank, wärmte sich den breiten Buckel und hatte so seine Gedanken. Die Rachelederin saß auf ihrem Hochstuhl in der „Hölle“ und hatte auch ihre Gedanken. Die Kathl aber, was der beiden Tochter war, saß auf dem Schragen vor dem großen Bauertisch machte Brotzeit und dachte gar nichts.

Wenn man so sitzt und seine Gedanken hat, beziehungsweise gar nichts denkt, da geschieht zuweilen etwas, was einem im Traum nicht eingefallen wäre, weder dem Racheleder noch der Rachelederin und der Kathl schon gar nicht. — So auch hier. Es ging nämlich die Stubentür auf, und eine Stimme fragte durch den Spalt:

„Bin ich da recht beim Racheleder?“

„Bist schon recht“, beschiedener der Racheleder und die Rachelederin wie aus einem Munde. Die Kathl sagte gar nichts. Sie war zu sehr mit ihrer Vesper beschäftigt und sah sich nicht einmal um.

Die Stimme hinter der Stubentür fragte ein zweites Mal:

„Ist das aber auch der richtige Racheleder, wo eine Tochter da ist, namens Kathl?“

Da hob es den Racheleder von der Ofenbank und die Rachelederin von ihrem Hochstuhl in der Hölle. Sie warfen sich einen verständnisvollen Blick zu, denn sie mochten ahnen, wieviel es geschlagen hatte. Die Kathl aber tat auf ihrem Schragen keinen Mucker und keinen Ruder, sondern schnitt sich einen neuen Keil Brot ab. Als aber von der Ofenbank und von der „Hölle“ her der Bescheid kam, daß das schon der Racheleder sei, wo eine Tochter da wäre, namens Kathl, da tat sich die Stubentür vollends auf, und ein Berg von einem Mannsbild rollte herein.

Der Racheleder und die Rachelederin hatten angesichts des Mannsbildes den gleichen Gedanken: Genau so ungeschlagen und baumstammig wie unsere Kathl. . . Ob's nicht gar ein Brautwerber ist? Das gab' einen wunderschönen Zusammenstand — der Racheled da und unsere Kathl. Die Kathl aber dachte sich gar nichts, sondern versperkte gleichmütig weiter, indes der Ankömmling seinen Stecken neben den Besen im Stubenwinkel stellte und erklärte: „Diesen Stecken hab' ich mir auf dem Schwendhübel von einer Kronwittstauden geschnitten. Das ist ein zacher Stecken. Aber sonst sind wir gesund. . .“ — Und lachend kummelte sich der Racheled auf die Wandbank hinten beim Besen.

„Geh' doch zum Tisch vor! Und schneid' dir ein Stück Brot ab!“ bestimmten der Racheleder und die Rachelederin im Gedanken an die Möglichkeit, einen Freier vor sich zu haben. Die Kathl tat wieder keinen Mucker und keinen Ruder. Der Fremdling aber erhob sich breitspurig und war mit drei Schritten am Tisch.

„Eine Ruh, hab' ich mir sagen lassen, habt ihr feil“, meint der Fremde gelassen und schnitt sich einen Keil Brot ab, der für drei Drescher gelangt hätte. „Aber sonst sind wir gesund.“

„Eine Ruh?“ fragte die Rachelederin, denn der Ruhstall stand in ihrer Obhut.

„Ich bin nämlich der Hurnaus von Höniggrub, wenn ihr schon gehört habt davon.“

„So, der Hurnaus bist?“ Mit deinem Vater hab' ich einmal einen Ruchhandel gehabt“, meinte der Racheleder froh, das Band der Bekanntschaft glücklich geknüpft zu haben.

„Und ich bin mit deiner Mutter einmal wallfahrten gewesen am heiligen Berg in Böhmen drinnen. Wie geht es ihr denn alleweil?“ fragte die Rachelederin.

„Ein Ruchhandel ist ein Ruchhandel, und eine Wallfahrt ist eine Wallfahrt“, beschied der Hurnaus. „Da wird wohl aus dem Ruchhandel auch was werden. Aber sonst sind wir gesund.“

„Seine Blicke ruhten eine ganze Weile wohlgefällig auf den wichtigen Händen der Kathl, die das Brotmesser meisterte wie ein Großknecht. „Uebergergeben haben sie mir, die Meinigen. Den Batern freut der Ruchhandel nimmer und die Muttern das Wallfahrten. Und deswegen bin ich jetzt auf dem Ruchhandel. Aber sonst sind wir gesund.“

„Bring' ihm ein Gefäß“, befahl der Racheleder der Rachelederin.

„Und du, bring' ihm einen Krug Most“, gebot die Rachelederin dem Racheleder.

Als das Gebotene und Befohlene zur Stelle war, fuhr der Hurnaus in seinem „Ruchhandel“ fort:

„Sawoi“, uebergergeben haben sie mir. Der Hof hat hundertdreißig Tagewert und vierundzwanzig Dezimalen, halb

Wiesen und Felder, und der Wald, schlagbar versteht sich, geht noch extra mit gutding fünfzig Tagewert. Aber sonst sind wir gesund. . . Im Ruchstall stehen acht Ruch, lauter schwerer Landschlag, im Ochsenstall stehen vier Paar Einspannochsen und ein Paar Mastochsen, die auf Mischel feist werden. Im Ruchstall stehen sechzehn Mischel auf der einen Seiten, und auf der andern Seiten sind die Jungrinder, so an die achtzehn Stück. Aber sonst sind wir gesund. . . Racheleder ist noch der Ruchstall da mit zwanzig, dreißig Stück, und Schaf haben wie nie unter vierzig gehabt. So ist der Hurnaus gestellt. Und jetzt bin ich auf dem Ruchhandel. Herrschaftseiten, wenn ich die Racheleder Kathl wär, nachher tät ich sagen: Hurnaus, deine Sach' gefällt mir. Und in vier Wochen bin ich Hurnausin. . . Aber sonst sind wir gesund. . .“

Bei den letzten Worten des Hurnaus, die mehr waren als eine deutliche Anspielung, empfahl sich der Racheleder durch die Stubentür, die Rachelederin aber durch die Kammertür, um der Kathl den „Ruchhandel“ zu erleichtern.

Da aber sowohl die Kammertür als auch die Stubentür ein Schlüssellock hatten, konnten sowohl der Racheleder als auch die Rachelederin das Kommende genau beobachten.

Da sie sahen, wie der Hurnaus gegen die Kathl herantrat, die immer noch fest und steif zum Fenster hinausstarrte, als säße der Hurnaus gar nicht da. Und sie fühlten, wie er sie mit Fragen bedrängte oder mit Verheißungen förderte, und das Herz schlug ihnen bis zum Hals hinauf: Wird doch die Kathl zugreifen! So ein Mannsbild — so ein Hof — so ein schöner Zusammenstand!

Als sie endlich merkten, wie die Kathl einmal mit dem Kopf nickte, hüpfte ihnen das Herz wieder an den alten Platz zurück, und sie traten wieder in die Stube, der Racheleder durch die Stubentür, die Rachelederin durch die Kammertür.

Drinnen aber verkündete der Hurnaus hochtönend: „Ein kurzer Handel — ein langes Glück. Das gilt allemal, überhaupt bei einem Ruchhandel. Alsdann — in vier Wochen haben wir Hochzeit, ich und eure Kathl. Aber sonst sind wir gesund.“

In vier Wochen war Hochzeit.

„Ein Riesenpaar“, sagten die Leute. „Die passen zusammen wie Stiel und Hade. Diesmal sind die Rechten zusammengekommen.“

Das Brautpaar aber ließ sich vom Gerede der Leute nicht anfechten, ob es nun Lob oder Tadel war, sondern gab sich der Feier nach Brauch und Herkommen. Als aber beim Hochzeitsmahl auch die Knödel auf den Tisch kamen, da flüsterte der Hochzeiter seiner Kathl ins Ohr: „Schau nur die kleinwinzigen Knödel an! Sind denn das noch Knödel? Da wirst du einmal andere Knödel machen, du, mit deinen Riesenprägen. Denn weißt, deine Händ' haben mir's gleich angetan, wie ich sie zum erstenmal gesehen hab'. Die oder keine, hab' ich mir gedacht. Denn solchene Knödel kann mir keine machen wie du — mit solchene Händ'. Aber sonst sind wir gesund. . .“

Krankheiterregendes Holz.

Unter all den wertvollen Ruchhölzern, die aus den tropischen Wäldern geholt werden, um für besonders feine Tischlerarbeiten Verwendung zu finden, hat das Atlas- oder Seidenholz einen hohen Ruf erlangt. Dieser Begriff ist kein botanischer, sondern von der äußeren Eigenschaft des Holzes hergenommen, die ihm einen seidenartigen Glanz verleiht. Im übrigen stammt es von einer Reihe verschiedener Bäume, die ihrerseits wieder zu ganz verschiedenen Gattungen und Arten gehören. Sie wachsen auch nicht alle in einem einzigen Gebiete, sondern teils in Indien, teils im tropischen Amerika und auf den dazugehörigen Inseln.

Die Baumart, die in Indien heimisch ist, verdient noch eine besondere Beachtung, weil ihre Verarbeitung in den Werkstätten eine große Gefahr in sich birgt.

Es ist nämlich häufig vorgekommen, daß Arbeiter in einer Sägemühle, in der Holz von diesem Baume geschnitten wurde, von einer sehr schmerzhaften Hautkrankheit befallen wurden. Daraufhin hat man das Sägemehl untersuchen lassen und das Ergebnis dieser Prüfung der Londoner Chemischen Gesellschaft mitgeteilt. Es hat sich dabei herausgestellt, daß dieses Holz ein Öl enthält, in dem wiederum ein Stoff verborgen ist, der zu den giftigsten Alkaloiden gehört. Bisher war dieser Körper noch unentdeckt geblieben. Jetzt hat er den Namen „Chloroxylonin“ erhalten.

Der Ruf des Nordens.

So heißt der neue Film Luis Trenkers, der uns in die unendliche Wüste von Eis und Schnee führt. Luis Trenker ist uns heute kein unbekannter Name mehr. Die gewaltigsten und eindrucksvollsten Filme, die in genialer Weise Erhabenheiten der Natur mit dramatischem Spiel verbinden, sind mit dem Namen Luis Trenkers verbunden. Wir erinnern nur an seinen Alpen-Großfilm „Der Kampf ums Matterhorn“, der seinen Siegeszug durch ganz Deutschland gehalten hat.

Jetzt ist es die Polargegend, in die uns Luis Trenker führt. Eine Welt in Eis und Schnee. Eine unendliche Wüste. Der Film, der den Vorzug hat, an Ort und Stelle gedreht zu sein, bringt grandiose Schönheit und erschüttert durch die dramatischen Geschehnisse in der Eismüste. Nicht das Schicksal des einzelnen wird offenbart, nicht das furchtbare Erleben einer Polarexpedition müssen wir mitfühlen, sondern das gemeinsame Leid, das alle erdulden, und das doch wieder zu Einzelschicksalen sich gestaltet, wird offenbart. Und um eine Frau geht es, die zwei Menschen, die engste Freundschaftsbände miteinander verknüpft hatte, zu Todfeinden macht. Uni-



Luis Trenker

spielt die Hauptrolle in dem Polarfilm „Der Ruf des Nordens“.

doch wird der eine nicht zum Mörder des anderen, obwohl die Versuchung beinahe die Tat geboren hätte. Das ist das Drama, das in der weißen Unendlichkeit anhebt und sich abrollt bis zum tragischen Ende.

Die Kamera hat wundervolle Bilder festgehalten, hat Szenerien eingefangen, die prachtvolle Hintergründe für die Polarexpedition bilden. Auch darstellerisch bietet der Film ein geschlossenes künstlerisches Ganzes. Der Führer ist Luis Trenker, mit ihm teilen sich in die Hauptrollen Dr. M. Holzboer und Eva von Berne. Die einzige Frau in dem waghalsigen Spiel um Leben und Tod inmitten einer Schar von Männern, die weitab von menschlicher Kultur sich jeden neuen Tag erkämpfen müssen. Eva von Berne gibt diese Frau mit überzeugender Schlichtheit, ohne auch nur einmal in Eitelkeit zu verfallen. Luis Trenker ist ganz der stürmende, das höchste Ziel sich erkämpfende Mann, bis auch ihn das Schicksal trifft, das ihn in Not und Jammer verzweifeln läßt.

Ein gutes Drehbuch gab Nunzio Malasomma die Grundlage für eine Regieleistung ersten Ranges. Was es geschaffen hat — sei es das Expeditionsschiff im Eise, sei es der Zug der Expedition mit den Polardhunden oder das Zeltleben der Männer — ist bewundernswert. Ganz ausgezeichnet auch ein Ski-Rennen in den Bergen, das eine Erzählung illustrieren soll.

Das Publikum nahm den Film bei der Premiere in Berlin mit stärkstem Anteil auf.

Aus aller Welt.

Die beiden Städte München und Leipzig werden in je einem Aufsatz in der neuesten Nummer der „Münchener Illustrierten Presse“ (Nr. 42) in charakteristischen Erscheinungen ihres Lebens behandelt. Die eine Bilderserie behandelt die Menschen am Brühl, dem Ort, der die Zentrale des Pelzhandels der ganzen Welt ist. Nach München führen uns die Bilder aus einem volkstümlichen Bräuhaus, das besonders von den „starken Männern“ besucht wird. — Sehr eindrucksvoll sind die Photos von stummen Zeugen blutiger Tragödien, wie der Uniform des Thronfolgers

Franz Ferdinand, die er bei seiner Ermordung in Serajewo trug, und das Zimmer, in dem der letzte Zar und seine Familie ermordet wurde. — Von neuen japanischen Filmen handelt eine weitere Bildseite. Wir nennen noch die Aufsätze „Boys bevorzugt“, „Fliegende Archäologen“ und die hübsche Bildreportage „Oberammergau hat gewählt“.

Aus unserem Raritätenkasten.

12. Von den „Times“, der Londoner großen Zeitung, wird nach Fertigstellung der gewöhnlichen Auflage noch eine Spezialauflage heruntergedruckt und zwar auf einem Papier, das sich für Aufbewahrung über ein Jahrhundert hinaus eignet. Diese Exemplare werden von Bibliotheken und anderen Anstalten zum Preise von 4 Pence gekauft. Man bezeichnet diese Auflage allgemein als die „royal edition“, d. h. die königliche Auflage.

13. Nach wissenschaftlichen Untersuchungen ist die Kraft der rechten Hand etwa 10 Prozent größer, als die der linken Hand, die des rechten Armes aber bis 28 Prozent größer als die des linken Armes.

14. Auf der ganzen Erde gibt es 672 Vulkane, aber nur 270 derselben sind noch tätig.

15. Die chinesische Mauer wurde 200 Jahre v. Chr. erbaut, um die Einfälle der Mongolen in das chinesische Gebiet aufzuhalten. Sie ist am Fuße 10 Meter, oben noch über 7 Meter breit und zieht sich über 3000 Kilometer lang von den Küsten des Gelben Meeres bis weit in das Innere der Wüste Gobi. Eine Länge, welche etwa der Entfernung von Schottland bis zur Türkei oder von der Krim bis an das nördliche Eismeer reichen würde. Sie enthält 300 Millionen Kubikmeter, also ein Material, wie 120 Cheopspyramiden.

16. Torf hat noch einmal soviel Heizkraft wie Holz, aber nur halb soviel wie Steinkohle.

17. Der Sauerklee gedeiht noch, wenn auch die Waldbäume nur ein Siebzigstel des Himmelslichtes durchlassen.

18. Bei der Einweihung des Kolosseums zu Rom (das 85 000 Besucher fassen könnte) im Jahre 80 n. Chr. durch Titus fanden 100 Tage lang ununterbrochen Schaustellungen statt, bei denen allein 5000 wilde Tiere ihr Leben verloren. Bei Ausgrabungen, die in jüngster Zeit veranstaltet wurden, entdeckte man große maschinelle Anlagen, die das Anfüllen des Schauplatzes mit Wasser für Seeschlachten gestatteten.



Humor des Auslands.

Immer praktisch!

„Bring' doch mal einen Korb, Anna! Hier gibt es eine Menge Eier.“

Judge.